

Rezension

Hubert Laitko

Rußland – wohin? Antworten aus der Insiderperspektive

Rußland – wohin? Rußland aus der Sicht russischer Soziologen. Hrsg. von Helmut Steiner und Wladimir A. Jadow (= Social Studies on Eastern Europe edited by Helmut Steiner Vol.1). trafo verlag Berlin 1999, 402 S.

Die berühmte Quo-vadis-Frage – wem würde sie, wenn es um die möglichen Perspektiven Rußlands geht, nicht auf den Nägeln brennen? Es ist, zumindest in Ostdeutschland, nicht nur ein akademisches Interesse, das dieser Frage Gewicht verleiht, war doch im Guten wie im Bösen die Sowjetunion fast ein halbes Jahrhundert lang die entscheidende Determinante unsres eigenen Schicksals, und viele von uns waren durch Studium und Aspirantur, durch Reisen, Arbeitsaufenthalte und Kooperationsbeziehungen mit ihr stärker verbunden als mit den meisten anderen Ländern der Erde. In einer Zeit, als wir mit dem Ende der DDR und dessen unmittelbaren Folgen beschäftigt waren, haben wir die existentielle Dimension, die der Untergang der Sowjetunion für uns hatte, vielleicht gar nicht angemessen wahrgenommen, doch im Nachhinein dürfte sie jedem aufgegangen sein. Jeder der einzelnen Staaten, in die die Sowjetunion zerfallen ist, verdient gesonderte Aufmerksamkeit, die verschiedenen „postsowjetischen“ Entwicklungspfade sind weder identisch noch parallel, doch die größte Beachtung zieht verständlicherweise Rußland auf sich, der historische Ausgangspunkt, das geographische, politische und wirtschaftliche Zentrum und das größte Relikt der verschwundenen UdSSR.

Unser Mitglied Helmut Steiner hat sich der verdienstvollen Aufgabe unterzogen, gemeinsam mit Wladimir A. Jadow eine größere Anzahl russischer Soziologen und Sozialphilosophen als Verfasser von Beiträgen zur Quo-vadis-Frage, die aus ihren aktuellen Forschungsarbeiten hervorgehen oder mit ihnen verbunden sind, zu gewinnen und ihre Texte in deutscher Sprache her-

auszugeben. Die Beiträge sind exakt übersetzt und redigiert, der ganze Band zeichnet sich durch editorische Sorgfalt aus. Überwiegend handelt es sich um soziologische Untersuchungen, die Ergebnisse empirischer Analysen verarbeiten und umfangreiche Datenbestände präsentieren; einige Aufsätze theoretischen oder essayistischen Zuschnitts ergänzen das Panorama.

Die insgesamt 24 Arbeiten sind aus der Teilnehmerperspektive geschrieben, sie vermitteln ein plastisches Bild davon, wie sich die derzeitigen Wandlungen in Rußland ausnehmen, wenn man sie als – zudem mit dem Instrumentarium professioneller sozialwissenschaftlicher Analyse ausgerüsteter – Beteiligter erfährt. Diese Authentizität kann kein äußerer Beobachter erreichen – freilich kann er dafür distanzierter und damit bisweilen objektiver sein, denn Authentizität muss nicht zwingend auch Objektivität garantieren. Die Aufsätze stehen in einer dualen Qualität vor uns: Zum einen sind sie wissenschaftliche Arbeiten über ein soziales Geschehen, zum andern sind sie Zeitzeugnisse, die darüber Auskunft geben, wie sehr und auf welche Weise ihre Autoren selbst in den Strudel dieses elementaren Prozesses gezogen und von ihm überwältigt sind.

I

Die älteren unter den Autoren waren in der DDR keine Unbekannten. Sie wurden als – zum Teil prominente – Vertreter der *marxistischen* Soziologie und Philosophie der Sowjetunion rezipiert, verschiedene ihrer Arbeiten lagen auch in deutschen Übersetzungen vor, insbesondere zahlreiche Aufsätze, die kurz nach dem Erscheinen der Originalfassungen auch in Zeitschriften der DDR (vor allem in der „Sowjetwissenschaft. Gesellschaftswissenschaftliche Beiträge“) gedruckt wurden. Daher interessiert an einem solchen Buch nicht nur, was darin über soziale Prozesse im heutigen Rußland mitgeteilt wird, sondern gleichermaßen, was unter dem Eindruck des gesellschaftlichen Wandels aus den ehemals deklarierten Positionen der Verfasser geworden ist. Eine Antwort auf die Frage, warum die über Jahrzehnte aufrechterhaltene gesellschaftliche Alternative zum Kapitalismus nicht in einen demokratischen Sozialismus, wie die Akteure der Perestrojka angenommen oder zumindest verkündet hatten, sondern in die Wiederherstellung des Kapitalismus gemündet ist, sollte in erster Linie von den als Marxisten ausgewiese-

nen russischen Sozialwissenschaftlern erwartet werden können. Immerhin ist diese Alternative, in welche schrecklichen Extreme sie unter der Herrschaft Stalins auch ausgeartet ist, auf russischem Boden autochthon gewachsen – anders als in der DDR und in den Ländern Ostmitteleuropas. Die Behandlung des Quo-vadis-Themas, auch wenn es *unmittelbar* eher auf Gegenwart und Zukunft als auf die Vergangenheit gerichtet ist, müsste eine ernste Auseinandersetzung mit diesem historischen Fundamentalproblem erkennen lassen.

Indes haben die Autoren – deren relativ ausführliche bio-bibliographische Charakteristik im Anhang (S. 388–402) eine höchst erwünschte Bereicherung des Buches darstellt – diese Auseinandersetzung, soweit sie sie geführt haben, schon vor dem Schreiben der hier in Rede stehenden Texte abgeschlossen. Das Privateigentum steht ihnen nun als Faszinosum und historische Innovation vor Augen, deren Einführung bei den mit ihm verbundenen Personen in erstaunlichem Maße Aktivität und Initiative entbindet. Entsprechend beziehen sie, verbunden mit der Übernahme theoretischer und methodologischer Positionen aus dem westlichen Mainstream, zur sowjetischen Vergangenheit eine kritisch-abgrenzende Haltung.

In einigen wenigen Fällen erreicht diese Distanznahme den Rigorismus antikommunistischer Obsession. Ein Exempel dafür ist der Aufsatz „Totalitarismus und Technik. Die Macht der Technik und die Technologie der Macht“ von J. N. Dawydow (S. 193–201). Ausgehend von dem Standpunkt, dass Technik sowohl Aneignung und Beherrschung der Natur als auch Herausbildung und Aufrechterhaltung von Macht über Menschen sei – eine Konfundierung von Bedeutungen, die nach der Versicherung des Autors keine Vereinfachung darstellt –, vertritt er die Ansicht, dass gerade in der Sowjetunion der Totalitarismus den ihm adäquaten Typ von Technik hervorgebracht habe; mit Hilfe dieses Techniktyps wäre die soziokulturelle Struktur des Volkes zerstört und durch eine künstlich geschaffene Struktur ersetzt worden, die ihrerseits berufen gewesen wäre, zur Basis der totalitären Diktatur zu werden. Den Agenten des Totalitarismus sei es gelungen, sich auf zwei logische Eigenschaften der Technik zu stützen und diese miteinander zu verbinden, nämlich erstens deren sprichwörtliche Wertneutralität und zweitens den ihr innewohnenden Willen zur Macht. Auf diesem Niveau wird das Verhältnis von Technik und Gesellschaft diskutiert.

Die meisten der Verfasser gehen indes nicht so weit, die sowjetische Gesellschaft, aus der sie herkommen, ohne jedes Maß zu verteufeln, sondern bemühen sich, mehr oder minder ausgeprägt, um eine differenziert kritische Sicht. Ihr Problem besteht eher darin, dass sie einerseits die enormen sozialen Verwerfungen, die das Einschwenken der russischen Gesellschaft auf einen kapitalistischen Entwicklungspfad bewirkt hat, durchaus sehen und in ihren soziologischen Analysen – teilweise mit beeindruckender Schärfe – dokumentieren, andererseits aber meinen, diesen Wandel nicht nur als ein objektives Geschehen beschreiben, sondern sich obendrein auch zu ihm bekennen zu müssen. Es ist offensichtlich nicht ganz leicht, eine gesellschaftliche Struktur, die man früher – und zwar in der Regel nicht mit bloßen Glaubensbekenntnissen, sondern mit Argumenten – von Grund auf kritisiert hat, nunmehr als Zukunftsverheißung zu bejahen. Der Spagat zwischen wissenschaftlicher Solidität und renovierter Wertorientierung wird meist damit bewältigt, dass aktuelle Misereen zwar getreu geschildert, aber zugleich zu Übergangsphänomenen erklärt werden, die verschwinden würden, wenn erst der Übergang zur „offenen Gesellschaft“ zur Gänze bewältigt sei. Meist sind die Darstellungen auch so realistisch, dass sie für diesen Übergang lange Fristen in Rechnung stellen.

Dies sei am Beispiel des Aufsatzes „Differenzierungen nach Hab und Gut – Armut und Reichtum beim Übergang zur Marktwirtschaft“ von T. W. Jarygina und M. A. Moschina (S. 164–170) pars pro toto verdeutlicht. Dieser Aufsatz, der auf dem Material zweier Untersuchungen (1992 und 1993) zur Situation von Familien in vier zu unterschiedlichen Größenklassen gehörenden russischen Städten fußt, stellt zunächst die ideologische Position zur Vergangenheit klar. In der UdSSR sei die ganze Gesellschaft verarmt: „So gesehen waren alle breit propagierten Attribute des Volkswohlstandes (niedrige Preise für Nahrungsmittel, niedrige Wohnungsmieten, unentgeltliche Medizin und Bildung) insgesamt nur Methoden zur Wahrung niedriger Preise der Arbeitskraft und zur Verstärkung der Ausbeutung“. Mit der gleichmacherischen Form der Verteilung habe sich auch eine gesellschaftliche Ideologie der Armut herausgebildet, „ein bewusst anerzogenes Verhältnis zum Reichtum und den Mitteln, ihn zu erlangen ...“ Dies mache das Entstehen neuer Verhaltensmodelle der Bevölkerung sehr schmerzhaft und für einige soziodemographische Gruppen einfach unmöglich. Mit dieser eindeutigen

Abgrenzung vom Vergangenen gehen die Autorinnen zur Gegenwartsdiagnose über und stellen ohne Einschränkung fest, dass sich die Verelendung der Bevölkerung fortsetzt. Obwohl bei den Gruppen mit niedrigem Einkommen (die Angaben über ihren Umfang schwanken von Autor zu Autor, aber generell wird ihr Anteil an der Population nicht unter 70 % angegeben) die Ausgaben für Nahrungsmittel gegenwärtig die Grundform aller Ausgaben sind, hat sich die Qualität der Ernährung bei ihnen spürbar verschlechtert und ist nach Angaben von FAO-Experten auf das Niveau schwachentwickelter Länder abgesunken. Auch für die Zukunft sei bei der Hauptmasse der Familien mit einem weiteren Absinken des Realeinkommens zu rechnen. Das alles wird mit einer Vielzahl von Fakten untermauert. Nun folgen Deutung und optimistischer Ausblick. Zunehmende Einkommensunterschiede seien nämlich unvermeidbar in einer Periode, „wo ein Teil der Bevölkerung fortfährt, nach den Gesetzen der Zeit vor den Reformen zu leben, und gleichzeitig eine Klasse entsteht, die an die Reformen angepasst ist. In dem Maße, wie neue ökonomische Verhältnisse entstehen, wird sich das Ausmaß der Ungleichheit auf ein normales Maß verringern, wie es für die modernen Industrieländer typisch ist“. Da sich die Transformationsperiode aber auf viele Jahre ausdehnen könne, plädieren die Autorinnen für eine vernünftige Sozialpolitik, die es erlaubt, „die Übergangsprobleme für die weniger angepassten Schichten der Bevölkerung einzudämmen“.

Dies ist das epistemische Schema, nach dem die meisten Beiträge aufgebaut sind: Nach der Liquidierung des Sowjetsystems ist ein Tal der Tränen zu durchschreiten, an dessen Ausgang der Einzug in die kapitalistische Moderne winkt. Die Gebrechen, die in der Transformationsphase zutage treten, werden nicht dem Kapitalismus angelastet, der als ideales Ziel der Bewegung unbeschädigt bleibt, sondern allein dem Umstand, dass er von einem prä- oder antimodernen Ausgangspunkt her erreicht werden muss. Der Weg zu diesem Ziel ist mit Risiken und Gefahren erfüllt, unter denen als Extrem selbst die Möglichkeit einer Restauration nicht völlig ausgeschlossen wird; allein die Konsequenz des Reformhandelns kann die Geburtswehen mildern.

Es gibt nur wenige Texte, die zur kapitalistischen Wende selbst vorsichtig auf Distanz gehen. G. S. Batygin etwa bedient sich in seinem geistreichen kleinen Essay „Die Macht und die Intellektuellen“ (S. 185–192) des Mittels der historischen Ironie, um anzudeuten, dass das ganze moralische Pathos der

gesellschaftlichen „Erneuerung“ heute wie vor Jahrhunderten lediglich dazu dient, eine neue Gruppe von Akteuren und Nutznießern der Macht in Vorhand zu bringen.

II

Die in diesem Band versammelten Aufsätze sind in vier große thematische Blöcke gegliedert. Im ersten Teil „Identität und Wertorientierungen der Russen heute“ stehen, gestützt auf umfangreiche soziologische Erhebungen, subjektive Befindlichkeiten im Mittelpunkt des Interesses. Die Autoren, die meist dazu neigen, das russische Sozium der 90er Jahre als eine instabile, nicht in die üblichen klassifikatorischen Schubladen passende Übergangsgesellschaft anzusehen, betrachten die diesbezüglichen Daten gerade wegen ihrer hohen Wandelbarkeit als empfindliche Indikatoren für das Geschehen in einem solchen Schmelztiegel der Veränderung. Auch der – zumindest metaphorische – Rückgriff auf Vorstellungen aus der Chaostheorie erscheint als Interpretationshilfe angemessen.

N. I. Lapin (S. 21–37) sieht die russische Gesellschaft seit 1989/90 zwischen zwei auf komplizierte Weise miteinander verflochtenen und so ihre Evolution bestimmenden „Spannungszyklen“ umherirren – jenem der Reformation und jenem der Restauration. Die „Reformation“ ist aus seiner Sicht ein weltweiter Trend der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in dessen Verlauf auf der sozietaalen Ebene die prinzipielle Mehrdimensionalität der Gesellschaft und auf der individuellen Ebene die Freiheit zur eigenen Entscheidung hervortritt. An die – selbstverständlich positiv bewertete – soziokulturelle Reformation gelte es für Rußland Anschluss zu gewinnen, der mit einem Rückfall in sowjetische Muster gleichgesetzten Tendenz gelte es zu entkommen. Die größte Gefahr einer Restauration gehe von der „nicht zivilisierten Liebe zur Macht“ aus, das wichtigste Unterpfand der Reformation sei die Privatisierung des Staatseigentums. Dennoch findet Lapin bei vergleichenden Untersuchungen, dass sich 1994 die Zufriedenheit der Russen mit ihrem Leben gegenüber 1990 um die Hälfte verringert habe und dass sich die Elite grobenteils „dysfunktional“ verhalte. Die Entdeckung der „Eliten“ ist das vielleicht wichtigste Markenzeichen der neuen russischen Soziologie; in diesem Band ist „Elite“ ein – wenn nicht sogar der – Schlüsselbegriff. Seine

geballte Verwendung ist als ein Signal der Absage an die Ideale sozialer Gleichheit zu lesen.

Mit der Spezifik individueller Reaktionen auf gesellschaftliche Krisenzustände befasst sich der Beitrag von N. F. Naumowa (S. 38–53). Sie verwendet dazu ein Zweiebenenmodell, das das menschliche Verhalten in den Bereich der unmittelbaren und in den der vermittelten, strategischen Reaktionen gliedert. Auf der ersten Ebene (Wertewandel, Identifikation) ergeben ihre Untersuchungen eine Tendenz zur Destabilisierung des Systems der zwischenmenschlichen Beziehungen, eine stärkere Bedeutung der Primärebene (Familie, Freunde) und eine abgeschwächte Bedeutung der soziatalen Ebene für die soziale Identifikation, auf der zweiten Ebene eine Mobilisierung „ewiger“, historisch invarianter Mechanismen des Krisenverhaltens. 1989 hatte das Allunionszentrum zur Untersuchung der öffentlichen Meinung (WZIOM) eine umfangreiche Untersuchung zum Thema „Der sowjetische Mensch“ durchgeführt; eine ähnlich angelegte Untersuchung aus dem Jahr 1994, die Aufschluss über den Meinungs- und Einstellungswandel seit 1989 geben sollte, stellt J. A. Lewada mit einer Fülle empirischen Materials vor (S. 54–66). Verschiedene Befunde bestätigen das im vorhergehenden Beitrag von Naumowa gezeichnete Bild; Lewada konstatiert „das paradoxe Auseinanderfallen der Einschätzungen und das ständige Hin und Her zwischen der Sehnsucht nach einer autoritären Ordnung und den Hoffnungen auf Demokratie, zwischen den Zivilisationsbestrebungen und dem Drang zu aggressivem Nationalismus“. Er vermerkt auch, dass es in der Gesellschaft an Zielen und Idealen fehle, die imstande wären, „einen bedeutenden Teil der Bevölkerung zu begeistern“; ähnliche Einschätzungen trifft man auch in anderen Beiträgen dieses Bandes an.

G. M. Andreewa (S. 67–72) konstatiert eine mit der Instabilität der Gesellschaft korrespondierende Krise der sozialen Identität, ist sich aber sicher, dass diese Krise mit dem weiteren Fortschreiten in Richtung Demokratie und Marktwirtschaft überwunden werden wird, und empfiehlt die Hilfe der Psychologie bei der Einflussnahme auf bestimmte Bevölkerungsgruppen sowie bei der Instruktion von Politikern und anderen Entscheidungsträgern. Über die Formung der sozialen Identität der Persönlichkeit schreibt – auf dem Hintergrund eines von 1991 bis 1994 durchgeführten umfangreichen Forschungsprojekts und mit einem erheblichen Datenfundus versehen – auch Mitheraus-

geber W. A. Jadow (S. 73–107). Der Autor, der für die Beschreibung der sowjetischen Gesellschaft das Totalitarismuskonzept uneingeschränkt übernimmt, sieht im Zusammenbruch des „totalitären Systems“ zugleich den dramatischen Prozess des Bewusstwerdens besonderer Interessen, die zuvor nivelliert worden waren: „Es herrscht ein konfrontativer Pluralismus mannigfaltiger Eliten (politischer, wirtschaftlicher, kultureller, religiöser, ethnisch-nationaler), von denen jede das ‚symbolische Kapital‘ ihres Einflusses und der Konstituierung eines sozialen, politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und ideologischen Raumes vergrößern will“. Diesen Prozess der Ausdifferenzierung und Pluralisierung mit seiner wechselnden Dynamik verfolgt die Untersuchung in unterschiedlichen Richtungen.

III

Der zweite Teil des Bandes enthält Arbeiten, die sich auf den soziokulturellen Aspekt des Wandels der russischen Gesellschaft konzentrieren. Zunächst befassen sich S. T. Golenkowa und E. D. Igitchanjan mit dem Problem der sozialen Stratifikation (S. 109–119); dabei verstehen sie unter der Sozialstruktur einen vieldimensionalen, hierarchisch organisierten sozialen Raum, in dem sich Gruppen und Schichten durch Verfügungsgewalt über Macht, Eigentum und sozialen Status voneinander unterscheiden. Im gegenwärtigen Übergang verändert sich nach ihrer Einschätzung die Natur der Gruppen und Gemeinschaften, es „beginnt ihre Wiederherstellung als Subjekte von Macht und Eigentum, d.h. die Resubjektivierung der Zivilgesellschaft. An die Stelle der in der Sowjetgesellschaft stattgefundenen Refeudalisierung mit ihrer Ständehierarchie tritt der Prozess der Entstehung ökonomischer Klassen und Schichten mit seinem System sozialer Konflikte und Widersprüche. Es ist der Sprung von der geschlossenen in eine offenere Gesellschaft“. Am sozialen Charakter dieser offeneren Gesellschaft besteht kein Zweifel: Die vom Besitz bestimmte Schichtung der Gesellschaft verstärkt sich und nimmt polarisierenden Charakter an; in der nach dem Index des materiellen Wohlstandes aufgestellten vierstufigen Skala gehörten nicht mehr als ein Prozent der von den Autorinnen 1993/94 Befragten zur höchsten Stufe der „Wohlhabenden“. Die rasant aufbrechende Kluft zwischen Arm und Reich wird in den verschiedensten Beiträgen des Bandes unisono konstatiert, sie ist das Grundfaktum des

neuen russischen Wunders. Die höchste Solidarität findet die Analyse bei der Schicht oder Klasse der Unternehmer, die gemeinsam ihre Perspektive in der Marktwirtschaft sieht, während die Perspektiven aller anderen Gruppen und Gemeinschaften durch die Konditionen des Marktes nicht positiv „vorprogrammiert“ sind: „Die ‚Armen‘ werden von der Macht entfremdet, während die ‚Reichen‘ die (z.T. schon verwirklichte) Aussicht haben, die politische ‚Elite‘ zu stellen. Das Modell der sozialen Schichtung erinnert an eine plattgedrückte Pyramide mit einer sehr breiten Basis... Eine mittlere Klasse fehlt bisher praktisch völlig“. Hier schließt die Arbeit von M. F. Tschernych (S. 120–126) an, in der eine Erhebung zur sozial-beruflichen Mobilität 1986–1993 besprochen wird. Die Erhebung kommt zu dem Ergebnis, dass der Modernisierungsprozess der russischen Gesellschaft zur Zeit nicht von einer entsprechenden Zunahme der Ströme der sozial-beruflichen Mobilität begleitet ist: „Die Konservierung der grundlegenden Parameter der sozial-beruflichen Struktur bei gleichzeitigem Anwachsen der Vermögensdifferenzierung ist einer der spürbarsten Widersprüche des Reformprozesses“.

Neben dem weiter oben besprochenen Beitrag von Jarygina und Moschina zu Armut und Reichtum enthält dieser Block noch drei Aufsätze, die typische neue Schichten der russischen Gesellschaft soziologisch porträtieren: die Business-Schicht, die Farmer und die Obdachlosen. Die umfangreichste dieser Studien stammt von T. I. Saslawskaja und ist dem Unternehmertum gewidmet (S. 127–152). Den Kern dieser Schicht bilden Besitzer von Unternehmen, im weiteren Sinne werden ihr alle jene Personen zugerechnet, die in irgendeiner Weise dem „Business“ nachgehen. Die Ausdifferenzierung dieser Schicht ist noch nicht sehr weit fortgeschritten, Rußland wird hier ein großer Entwicklungsrückstand zu allen anderen osteuropäischen Ländern bescheinigt; 71 % der Unternehmer arbeiten gleichzeitig als Arbeitnehmer („Halbunternehmer“). Auf der einen Seite verbindet die Autorin mit der Unternehmerschicht ein großes Zukunftspotential und erwartet, dass sie „unter günstigen Bedingungen aktiv zur liberalen und demokratischen Umgestaltung der Ökonomie und zur Formierung einer offenen Gesellschaft beitragen wird“. Andererseits stellt sie fest, die Akkumulation von Großkapital in Rußland sei heute „weniger mit hoher Qualifikation, mit Wissen, tätiger Energie und Talent verbunden als vielmehr mit dem Vorhandensein von nützlichen Beziehungen, der Missachtung von Gesetz und Moral und aufgrund von Protek-

tionismus“. Im gegenwärtigen Rußland sichert „nicht einmal die qualifizierteste und verantwortlichste Arbeitnehmertätigkeit die Einkommen, die mit denen der einfachsten Privatunternehmer vergleichbar wären“. So nimmt es nicht wunder, dass die Businessmen sowohl die gegenwärtige wirtschaftliche Situation als auch die eigenen Möglichkeiten optimistischer einschätzen als die übrigen Beschäftigten. A. A. Wosmitel befasst sich mit der neu entstehenden Schicht der Agrarunternehmer, den Farmern (S. 153–163). Anfang 1994 bewirtschafteten sie zwar erst etwa fünf Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche Rußlands, aber ihre Bedeutung „als realer Faktor der Erneuerung der russischen Gesellschaft als Ganzes“ schätzt der Autor weitaus höher ein; dabei stützt er sich auf Befunde einer von ihm im Rahmen des von Jadow geleiteten Akademieprogramms „Alternative soziale Umwandlungen der posttotalitären Gesellschaft“ durchgeführten Untersuchung. Hier begegnet man geradezu einem Bilderbuchkontrast: Im Bewusstsein der Beschäftigten landwirtschaftlicher Betriebe setze sich „die Trägheit, die Angst vor individueller Verantwortung, der Unglaube an die eigenen Möglichkeiten, das Weglaufen vor der Freiheit, die soziale Apathie“ fort; die Farmer hingegen, deren Einkommen auch bedeutend höher ist als das der Ersteren, seien „Leute mit ‚Pionier‘-Eigenschaften, soziale Innovatoren“. Schließlich präsentiert J. I. Gilinskij Ergebnisse einer (methodisch schwierig auszuführenden) soziologischen Untersuchung im Obdachlosenmilieu von St.Petersburg (S. 171–182), dessen Umfang auf 30–50.000 Personen geschätzt wird. Auch hier ist ein Defizit der Sowjetmacht zu benennen: Sie hatte die alte russische Tradition der Wohltätigkeit gegenüber Obdachlosen, Armen, Landstreichern usw. unterbrochen. „Gegenwärtig beginnt sich die Wohltätigkeit für Obdachlose und andere Mittellose erst wieder zu beleben“.

IV

Der Teil III „Intellektuelle, Macht und Herrschaft der Eliten“ enthält zwei Arbeiten, die in gewisser Hinsicht das Zentrum des Buches bilden. Woher kommen eigentlich die von westlichen Kommentatoren so geschätzten Demokraten und Businessmen, die die entscheidenden Träger der russischen „Erneuerung“ sind? Ein konsequenter Anhänger der Totalitarismustheorie sollte am ehesten vermuten, dass es sich vorwiegend um Personen handeln

müsste, die vom totalitären Regime unterdrückt und von der Macht ausgegrenzt worden waren und nun die Chance einer revolutionären Bewegung entschlossen ergriffen haben. Die Antwort, die O. W. Kryschtanowskaja und – in einigen Beziehungen ergänzend – R. W. Rywkina geben, ist wohlfundiert, doch sie lautet ganz anders: Die Akteure der kapitalistischen Wende entstammen in ihrer überwältigenden Mehrheit der Nomenklatur der KPdSU und des Sowjetstaates.

Kryschtanowskajas Arbeit „Die Transformation der alten Nomenklatur-Kader in die neue russische Elite“ (S. 213–243) besticht durch ihre nüchterne, von aller ideologisch gefärbten Markt-, Freiheits- und Demokratielyrik freie Prägnanz. Die zugrundeliegende Untersuchung hat 3610 Biographien mit einem Set unterschiedlicher Methoden analysiert. Minutiös werden die Mechanismen durchleuchtet, die den Übergang auf einen kapitalistischen Entwicklungsweg ausgelöst haben – als ein Mittel der durch die Perestroika ermöglichten Machtumverteilung innerhalb der (ehemaligen) Nomenklatur, dessen Gebrauch freilich ganz andere als nur die intendierten Folgen hervorbrachte. Wie die Untersuchung schlüssig zeigt, war der entscheidende Punkt des Übergangs eine grundlegende Veränderung im Charakter der den Angehörigen der Nomenklatur gewährten Privilegien von der Zuteilung bestimmter Güter und Leistungen hin zur Genehmigung profitbringender Tätigkeiten: „Der Nomenklatur wurde erlaubt, was anderen verboten war: Profit zu machen“. Ökonomisch gesehen war dies die Stelle, an der das Sowjetsystem aus den Angeln gehoben wurde. Die „klassischen“ Privilegien waren stets limitiert und konnten an ein und demselben Platz in der Nomenklatur nicht erweitert werden; die „neuen“ Privilegien hingegen ließen sich dehnen, solange gesellschaftliches Eigentum vorhanden war, das in der Hand derer, die darüber verfügten, in profitables Kapital verwandelt werden konnte. Als die Privatisierung „für das Volk“ begann, waren die Messen im wesentlichen gesungen, die an die Bevölkerung ausgegebenen Vouchers waren nicht viel mehr als demokratisches Spielmaterial. Die Verfasserin zeigt, dass 90 % der heutigen Politiker ihren Elitestatus aus sowjetischer Zeit „geerbt“ haben und dass Jelzin die schon von Gorbatschow geförderten Kader im wesentlichen behielt. Unter Jelzin war die revolutionäre Periode der Transformation der Elite beendet, es wurden Maßnahmen zu ihrer „Schließung“ eingeleitet, die spontane Rekrutierung nach oben wurde auf ein Minimum reduziert. Das

abschließende Urteil der Autorin lautet: „Damit ist die Umverteilung der Macht abgeschlossen. Die zweite russische Revolution geht zu Ende, eine Revolution, in der die junge Generation der Nomenklatur gesiegt hat. Ihrem Wesen nach ist es eine bürgerliche Revolution gewesen, die zur Veränderung der gesellschaftspolitischen Ordnung geführt hat. Die Macht wurde unter einer Gruppe jüngerer, pragmatischer Nomenklatur-Kader neu verteilt, von denen ein Teil Politiker, ein anderer Unternehmer wurde. In der Ökonomie bedeutete diese Revolution den Austausch von Macht gegen Eigentum“. Rywkina behandelt ergänzend den „Einfluss der neuen herrschenden Elite auf den Verlauf und die Resultate der russischen Reformen“ (S. 244–260). Die Ergebnisse stimmen mit der Gesamtaussage des vorhergehenden Aufsatzes überein. Wie die Verfasserin schreibt, ist heute „allen klar, dass die große Mehrheit der neuen Businessmen nicht durch eine effektive Produktionstätigkeit, nicht durch den Aufschwung der Wirtschaft des Landes zu dem wurden, was sie sind und haben, sondern durch Aneignung gesellschaftlicher Geldmittel und andere Machenschaften, die alle zu Lasten ein und derselben Quelle gehen – der Steuerzahler, der Bevölkerung“. Die Autorin sieht eine „große Kluft zwischen der regierenden Elite und der übrigen Masse der Bevölkerung des heutigen Rußlands“ – doch das Volk reagiert nicht mit Rebellion, sondern mit Vertrauensentzug und politischem Desinteresse. In diesen Zusammenhang gehört auch noch der Beitrag von W. N. Schubkin über das Bildungssystem und die neuen Eliten (S. 261–269). Die Pluralisierung der Bildung durch die Schaffung diverser privater Anstalten, die nur für Zahlungsfähige zugänglich sind, legalisiert danach „die Mechanismen, die auch früher (latent) dem sowjetischen Bildungssystem eigen waren: die Selektion und die Schaffung eines Maximums an Möglichkeiten für die Reproduktion der Elite“. Nach Schubkins Einschätzung bewegt sich Rußland in Richtung auf ein technokratisches Bildungssystem: „Es wird die Idee verworfen, dass die Kinder aus allen Klassen und sozialen Gruppen das Recht auf gleiche Möglichkeiten beim Start ins Leben haben, wozu auch der Erhalt einer vollwertigen Bildung gehört“. Die elitären Hochschulen würden für die Kinder der Werktätigen noch schwerer zugänglich, dafür bekämen sie als Ergänzung zu einer nicht vollwertigen Bildung „eine Massenkultur in den fremden westlichen Mustern“.

Mit den besprochenen Aufsätzen ist der Prozess der Implosion des Sowjetsystems und der originären Entstehung von Kapitalismus aus dem Inne-

ren seiner Machtstruktur heraus schlüssig durchleuchtet. Die soziologischen Analysen lesen sich wie eine Illustration zu Batygins genereller Bemerkung, dass sich Macht genau dann zu zersetzen beginnt, wenn die herrschenden Klassen selbst den Glauben an die Rechtmäßigkeit ihrer Sache und an ihre Vorherbestimmung verlieren (S. 190f.). Was zwischen 1987 und 1990 problemlos möglich war – die Verwandlung von Funktionären in Profiteure – könnte man sich in der Sowjetunion des Jahres 1970 schwerlich vorstellen; selbst wenn es eine Gelegenheit dazu gegeben hätte – die mentale Barriere, die einem solchen Schritt entgegenstand, wäre wohl noch unübersteigbar hoch gewesen. Wie und warum wurde sie abgetragen? Diese Frage wird durch die vorgelegten Analysen nicht beantwortet, doch auf ihrer Grundlage kann sie endlich rational gestellt werden.

Zum dritten Teil gehören noch drei essayistische Aufsätze, die ganz anders geschnitten sind als die soziologischen Untersuchungen. Neben den bereits erwähnten Beiträgen von Batygin und Dawydow ist es der Artikel „Intelligenz, Intellektuelle und Politik“ von B. W. Firsov (S. 202–212), der sich ähnlich wie der von Dawydow durch einen frontalen Antikommunismus auszeichnet. Dem Sowjetsystem wirft er unter anderem „die massenhafte, dumpingartige Produktion einer intellektuellen Schicht, die von jedem Anspruch auf Elitarität frei war (die Arbeiter- und Bauern-Konterelite), die „Entsakralisierung der Intelligenzberufe und der intellektuellen Arbeit“ und damit schließlich die „Degradation der intellektuellen Schicht“ vor. Das „Elitäre“ steht im Selbstbewusstsein des neuen Rußland ersichtlich hoch im Kurs, die Geld- und Machteliten haben auch ein intellektuelles Pendant.

V

Der abschließende Teil IV vereinigt unter dem Titel „Rußland im Widerstreit der Perspektiven“ sieben Aufsätze zu ganz unterschiedlichen Aspekten und Sphären der russischen Gesellschaft. In einer umfangreichen Untersuchung beschäftigen sich L. A. Gordon und E. W. Klopow mit der Entwicklung der Gewerkschaften (S. 271–297). Die von ihnen analysierte Situation ist durch die Koexistenz zweier Typen von Gewerkschaften – der aus dem Sozialismus überkommenen alten und der in der Perestroikazeit neu geschaffenen („unabhängigen“ oder „freien“) – bei generell gesunkenem Prestige der ge-

werkschaftlichen Tätigkeit gekennzeichnet. Den zweiten Typ sehen sie als denjenigen an, der den neuen Verhältnissen eigentlich angemessen ist, denn erst der Übergang vom Staatssozialismus zu einer „demokratischen Gesellschaftsordnung“ (das Wort „Kapitalismus“ wird in diesem Aufsatz nirgendwo verwendet) ermögliche eine wirkliche Vertretung von Arbeiterinteressen. Das bisherige Überdauern der alten Gewerkschaften betrachten sie im wesentlichen als ein Phänomen des noch nicht überwundenen Korporatismus im Massenbewusstsein, der den Betrieb als gemeinsames Anliegen aller dort Tätigen wahrnimmt, und gründen ihre Erwartung, dass sich die auf „dialogisch-wetteifernde Beziehungen mit den Arbeitgebern“ eingestellten neuen Gewerkschaften schließlich durchsetzen werden, auf die unumkehrbare Erneuerung der russischen Gesellschaft.

Mit ihrer „Kritik des russischen Autoritarismus“ (S. 298–319) wenden sich J. A. Krasin und A. A. Galkin einem brisanten Thema zu, das international mehr Besorgnis weckt und größere Aufmerksamkeit auf sich zieht als die meisten anderen Aspekte des derzeitigen Wandels in Rußland. Die Autoren äußern sich in dieser vielschichtigen Studie nicht als neutrale Betrachter, sondern als engagierte Befürworter der Herausbildung einer toleranten, humanen bürgerlichen Demokratie in Rußland. Auf der einen Seite sehen sie die Gefahr einer Wendung zu autoritären Herrschaftsformen als eine höchst virulente, die wesentliche Wurzeln in der unorganischen, widersprüchlichen Anlage der bürgerlichen Reformen im Lande hat. Sie erörtern auch die Verführung, die angesichts der gravierenden Schwierigkeiten des Reformprozesses von der Idee ausgehen kann, den gordischen Knoten der Probleme einfach mit starker Hand zu durchschlagen, betonen aber – mit überzeugenden Argumenten – ihre Ansicht, dass autoritäre Methoden keine dauerhaft tragfähigen Problemlösungen ermöglichen können. Ihre Prognose ist relativ skeptisch. Das in der historischen Entwicklung Rußlands herangereifte Bedürfnis nach Demokratie „kann nicht auf einmal verwirklicht werden. Allen Anzeichen nach benötigt der Übergang Jahrzehnte. Im Verlaufe einer solchen langen Übergangsperiode wird sich die Gesellschaft nach dem Modell einer ‚pulsierenden‘ Entwicklung wandeln, bei der sich Durchbrüche zur Demokratie mit zeitweiligen Unterbrechungen durch Rückzüge und Rückfälle in autoritäre Strukturen abwechseln werden“. Das gegenwärtig herrschende System findet keineswegs die uneingeschränkte Billigung der Autoren: „Den

Widerspruch zwischen der verkündeten Treue zur Demokratie und der Neigung zu autoritären Regierungsformen empfindet die herrschende Elite kaum als peinlich“. Die größere Gefahr bestehe dabei derzeit „nicht in einem juristisch ausformulierten autokratischen Regime, sondern in dem schrittweisen Hinüberschleichen in eine ‚autoritäre Situation‘...“ Die vollgültige Ausprägung der russischen Demokratie liege noch in der Zukunft, ein Ansatzpunkt bestehe im Bewußtwerden dessen, dass einerseits „die Demokratie nicht von dem gegenwärtigen Regime und den herrschenden Eliten, die sich selbst als ‚Demokraten‘ bezeichnen, zu erwarten ist“, und dass es andererseits „keine automatischen Verbindungen von marktwirtschaftlichen und demokratischen Umgestaltungen“ gibt, die Entfaltung der Demokratie also eine Aufgabe sui generis ist.

Eines der erhellendsten Zeugnisse für die kulturelle und zivilisatorische Qualität der kapitalistischen Wende in Rußland ist der Umgang des postso-wjetischen Establishments mit der Wissenschaft. Der kurze Aufsatz „Die Rettung der Grundlagenforschung Rußlands als soziales Problem“ aus der Feder des namhaften Wissenschaftssoziologen W. Sch. Kelle (S. 320–329) ist ein Alarmruf; die als Titel gewählte Überschrift ist keine literarische Übertreibung, sondern bitterer Ernst. War schon der große wissenschaftliche Personalbestand der Sowjetunion in der Effektivität seiner Arbeit durch seine chronische materiell-technische Unterausstattung schwerwiegend beeinträchtigt, so wird heute die Wissenschaft – von ausgewählten „Elite“-Institutionen abgesehen – durch minimale Budgetierung förmlich ausgetrocknet. Die Migration in andere Tätigkeitszweige und in das Ausland hat längst Ausmaße angenommen, die für die personelle Kontinuität der Forschung ruinös sind. Kelle formuliert für die Zukunft der Wissenschaft in Rußland die folgende Alternative: „Entweder ist dies eine Wissenschaft, die Forschungen an einer breiten Problemfront auf Weltniveau durchführt, oder sie verwandelt sich in eine wissenschaftliche Peripherie, die nur imstande ist, das zu reproduzieren, was schon andere getan haben“. Nach seinen Ausführungen steht zu befürchten, dass die faktische Entscheidung für die zweite Option bereits irreversibel gefallen ist.

I. S. Kon beschäftigt sich in seinem Aufsatz „Sex als Spiegel der russischen Revolution“ (S. 330–342) mit den Wandlungen im Verhältnis zur Sexualität, die er in Verbindung mit der globalen Tendenz des Übergangs „von

der äußeren sozialen Kontrolle zur individuellen Selbstregulierung“ auch auf diesem Gebiet sieht. Nach der sechzigjährigen „Macht einer allumfassenden Sexophobie“ sei „der Sex eines der wichtigsten Symbole der Befreiung“ geworden, doch auch die „sexuelle Befreiung“ habe über die Stränge geschlagen; die wichtigsten Entwicklungstendenzen der sexuellen Massenkultur seien heute Vulgarisierung, Kommerzialisierung und Verwestlichung. Dennoch seien die Heranwachsenden „keine sexuellen Amokläufer“ geworden. Allerdings beständen schwerwiegende Mängel der sexuellen Erziehung und Kultur: „Die Liberalisierung der Geschlechtmoral bei fehlender Gesetzmäßigkeit und Ordnung im Lande sowie das Nichtvorhandensein von familiärer und schulischer sexueller Erziehung bergen gewaltige soziale und psychologische Gefahren in sich“.

Der Aufsatz von A. G. Sdrawomyslow (S. 343–354) schlägt vor, die Soziologie des Konflikts auf die Analyse des politischen Raumes (im Bordieschen Sinne dieses Begriffs) im gegenwärtigen Rußland anzuwenden. 1991 habe Rußland hier „die Zone erhöhten Risikos“ betreten, in der auf jedem der diskutierten Kampffelder (konstitutioneller Prozess; Privatisierung; Verhältnis lokale/regionale/gesamtrussische Interessen); Verhältnis russische/globale Interessen) der Ausgang unbestimmt sei und sowohl die Möglichkeit des Gewinnens als auch die des Verlierens bestehe. Besonders wichtig erscheint mir der Hinweis des Autors auf den Trend, die das Leben mehrerer Generationen umfassende Geschichte der Sowjetunion zu verdrängen und stattdessen „einige bis zur Primitivität vereinfachte ideologische Schemata zu entwerfen“. Nicht wenige der Beiträge des Bandes lassen den Effekt dieser Verdrängung erkennen. Auch wenn man der Empfehlung des Autors, der Irrationalisierung des politischen Massenbewusstseins mit den Mitteln der Psychoanalyse entgegenzuwirken, nicht unbedingt folgen will, wird man sich seiner abschließenden Feststellung kaum entziehen können: „Die Vergangenheit neu verstehen, statt sie zu verwerfen, ist eines der wichtigsten Momente einer Modernisierung Rußlands“. Der Aufsatz von O. N. Janizkij über „Industrialismus und Ökologie“, der ein Thema von zentraler Bedeutung behandelt, ist ein Exempel dafür, wie enormer Kenntnisreichtum und hohe Sachkompetenz bei der Behandlung der sowjetischen Vergangenheit in ein solches ideologisches Schema gezwängt werden und an die Stelle historischen Verstehens eine geradezu mythologische Dämonisierung des „totalitären Sy-

stems“ und seiner Intentionen tritt; liest man den Text mit ideologiekritischer Distanz, wird man ihm nichtsdestoweniger wesentliche historische Einsichten entnehmen können. Der Autor sieht allerdings auch das ganze gegenwärtige System der russischen Regierungsinstitutionen darauf gerichtet, „die ökologische Herausforderung zu blockieren“, und mahnt an, dass alle Aspekte der Reform eine deutliche ökologische Dimension erhalten müssten.

Im abschließenden Aufsatz „Rußland im europäischen soziokulturellen Raum“ (S. 371–386) nimmt B. S. Doktorow, gestützt auf Ergebnisse eines methodisch sehr anspruchsvollen Langzeitprojekts des „Internationalen Forschungsinstituts für sozialen Wandel“, die Perspektive des innereuropäischen Vergleichs ein. Das Fazit dieser Untersuchung ist, dass Rußland – wie auch jedes andere europäische Land – auf der auf der soziokulturellen Karte der Wertorientierungen eine unikale Position einnimmt, sich aber nicht außerhalb des allgemeinen Bildes befindet. Es gehört soziokulturell zu Europa: „In diesem Sinne mag es in den nächsten Jahren zu einer schnellen Annäherung einzelner Einstellungsstrukturen der Bevölkerung unseres Landes an die charakteristischen Einstellungen der führenden westlichen Länder kommen. Dennoch gibt es keinerlei Grund zu befürchten, die russische Mentalität könnte sich auflösen und ihre Einmaligkeit verlieren“.

VI

Das vorliegende Buch ist in der Vielfalt der Auskünfte über die kapitalistische Wende in Rußland, die man ihm entnehmen kann, ein einzigartiges Zeitdokument. Helmut Steiner, der es sachkundig einleitet (S. 11–19), spricht ausdrücklich davon, dass sich die Entwicklung zu einer kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung in Rußland in den 90er Jahren auf unbestimmt lange Zeit unumkehrbar durchgesetzt hat. Fast alle russischen Autoren vermeiden jedoch den Terminus „Kapitalismus“. Dies mag eine Äußerlichkeit sein, doch das Buch dokumentiert auch inhaltlich den Abschied des russischen sozialwissenschaftlichen Denkens vom Marxismus und sein Einschwenken in den westlichen Mainstream. Das bedeutet nolens volens auch den Abbruch einer eigenständigen Wissenschaftstradition, die weit mehr war als eine simple Parteiideologie.

Die geistige Wende, die mit diesem Traditionsbruch geschehen ist, verschiebt das Urteil über die Oktoberrevolution und ihre Folgen in die übliche westliche Optik: Es gibt gar keine echten gesellschaftlichen Alternativen, sondern lediglich eine einzige, verbindliche Normalität, von der man sich nur um den Preis von Kataklysmen und Verbrechen für historisch kurze Fristen voluntaristisch entfernen kann, auf deren Bahn man aber unausweichlich wieder zurückgeworfen wird, wie es in der Folge der Ereignisse von 1989/90 geschehen ist. Mit diesem theoretischen Rüstzeug kann das Vermächtnis des Aufbrechens gesellschaftlicher Alternativen zum Kapitalismus – einschließlich der ungeheuren Opfer, die damit verbunden waren – nicht erschlossen werden. Vielleicht werden am ehesten Gelehrte, die ihren sozialen Standort außerhalb der unmittelbaren Erfahrung von Scheitern und Zusammenbruch haben, die Distanz aufbringen, die eine solche Aufgabe verlangt. Die Arbeiten der russischen Autoren bleiben unverzichtbar als Insider-Analysen eines Rekapitalisierungsprozesses, an dessen leidlich zivilisiertem Ablauf die übrige Welt vital interessiert ist.